

u. W., der Papst könne dem Kaiser keine „Audienz“ gewähren, wenn nicht das Ceremoniell, welches bei der gleichen Gelegenheit im Jahre 1888 Beobachtung fand, eingehalten würde. Zunächst handelt es sich nun aber nicht um eine „Audienz“, sondern um einen höflichen Besuch, mit dem der Kaiser den Papst zu beehren gedenkt; ferner ist es nicht Brauch, die Ausführung solcher Höflichkeitakte von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen.

Zu Ehren des von Berlin scheidenden sächsischen Militärbevollmächtigten, Generalmajor v. Schlieben, hatten die Mitglieder des Bundesrathes am Montag Abend in dem großen Festsaal des Hotels „Kaiserhof“ ein glänzendes Abschiedsmahl veranstaltet. Der Gefeierter nahm an der mit 40 Gedecken belegten, in Hufeisenform hergerichteten Tafel den Ehrenplatz zwischen dem Reichskanzler Grafen v. Caprivi und dem bayerischen Gesandten Grafen v. Lerchenfeld ein. Der Reichskanzler hielt eine längere Rede, in welcher er zugleich im Namen des Bundesrathes sein Bedauern darüber aussprach, daß Generalmajor v. Schlieben aus Berlin scheiden müsse, um wieder in die Front zurückzutreten. Derselbe ist bekanntlich zum Kommandeur der 12. Artilleriebrigade ernannt worden. Generalmajor v. Schlieben dankte dem Reichskanzler für die an ihn gerichteten herzlichen Abschiedsworte.

Die von uns bereits angekündigte Konferenz der Vertreter der Landesversicherungsämter, sowie der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten wurde heute in Berlin unter dem Vorsitze des Präsidenten Vöbker eröffnet. Gegen 60 Theilnehmer hatten sich zu den Beratungen eingefunden. Die Tagesordnung umfaßte 11 Gegenstände, darunter folgende Punkte: die Beschaffung ärztlicher Atteste, die Anrechnung des Wochenbettes als Krankheitszeit, die Entwerthung der mit Marken versehenen Quittungskarten, den Bau von Arbeiterwohnungen aus Mitteln der Versicherungs-Anstalten u. s. w.

Die Vorstände der kaufmännischen Vereine in Stolp, Göbeln und Colberg — es sind dies die drei bedeutendsten Städte Hinterpommerns — haben dem Reichskanzler eine Denkschrift zugeben lassen, worin gegen die agrarischen Bestrebungen Protest erhoben wird. Es heißt in diesem Schriftstücke u. A.: „Als Vertreter des Kaufmannstandes in einer Provinz, welche, außer bei totalen Missernten, stets mehr Getreide producirt als konsumirt, können wir mit voller Bestimmtheit behaupten, daß durch die Herabsetzung des Einfuhrzolles für russisches Getreide auf 3 M. 50 Pf. pro Tonne der Preis nicht im geringsten heruntergedrückt werden wird. Unsere Provinz hat unter der Einführung der hohen Schutzzölle ungemein zu leiden gehabt; ihre Industrie ist unbedeutend, die früher blühende Weberei und der Handel sind sehr zurückgegangen und dadurch wird auch die Landwirtschaft geschädigt. Von dem Zustandekommen eines Handelsvertrages mit unserem größten Nachbarstaate Rußland erhoffen wir mit Zuversicht eine Neubehaltung der deutschen Industrie und zwar ohne irgendwelche Schädigung anderer Berufsweige.“

Betreffs der Stellung des Fürsten Bismarck zu dem neugegründeten Bunde der Landwirthe schreiben die „Hamb. Nachr.“: „Dieser Bund hat sich der Zustimmung des früheren Reichskanzlers zu erfreuen; nur ist dieser der Ansicht, daß, wenn die Landwirthe ihre Sache mit Erfolg vertreten wollen, sie ihre Interessen von denen der politischen Fraktionen trennen müssen. Außerdem ist es Thatsache, daß die süddeutschen und rheinischen Landwirthe wenig Neigung haben, sich dem norddeutschen Konföderationsbunde zuzuwenden. Unter diesen Umständen erscheint die Bildung eines Bundes der Landwirthe ohne Rücksicht auf die politischen Interessen als der naturgemäße Ausweg aus dem bestehenden Dilemma.“

Wie bereits kurz erwähnt, hat die württembergische Kammer in einer ihrer letzten Sitzungen beschlossen, den Gesandtschaftsposten in Wien vom 1. April 1894 ab aufzuheben. Bei dieser Gelegenheit hielt der Minister-

präsident Dr. Freiherr v. Wittnacht eine längere Rede, in welcher er sich über das Gesandtschaftswesen im Allgemeinen aussprach. Es sei richtig — so bemerkte er u. A. — daß die Gesandtschaften der kleineren Staaten in die Geschichte der Nationen nicht eingreifen, aber sie seien darum doch eine nützliche und noch dazu politisch unschädliche Wirksamkeit aus. Man dürfe nicht verlangen, daß sie gelegentlich die Existenz des Heimathstaates retten oder daß sie große volkswirtschaftliche Vortheile für denselben erlangen sollen; man könne sie auch nicht nach der Zahl der von ihnen erledigten Geschäfte beurtheilen. Vor Allem habe ein Gesandter sich eine angenehme Stellung an dem fremden Hofe zu schaffen und sich eine möglichst genaue Kenntniß von allen Verhältnissen des betreffenden Landes zu erwerben; dann könne er seiner eigenen Regierung mit wertvollen Berichten dienen und seine Landleute in dem fremden Staate wirksam unterstützen. In politischen Angelegenheiten werde ein deutscher Reichsangehöriger allerdings besser thun, sich an den Vertreter des deutschen Reiches zu wenden, nicht aber in Privatsachen; hier vermöchte die Vermittelung des Gesandten eines kleineren Staates, dessen Zeit nicht so wie die des Vertreters eines großen Landes in Anspruch genommen sei, hohen Nutzen zu bringen. Dazu komme, daß keine Regierung die Berichte ihrer Gesandten entbehren könne. Das Recht, Gesandte zu entsenden und zu empfangen, sei ein souveränes Recht der württembergischen Krone und bestehe als solches auch nach der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches fort. Wenn man höre und lese, die Ausübung dieses Rechtes entspreche dem Geiste der Reichsverfassung nicht, so müsse er dem widersprechen. Er frage: was habe sich denn plötzlich ereignet, daß man jetzt auf einmal in diesen Gesandtschaften eine nationale Gefahr erblicken wolle? Habe doch das officielle Organ der deutschen Partei, die „Württ. Volksztg.“, den Vorschlag gemacht, auch den Gesandtschaftsposten in Berlin aufzuheben. Was man wohl in diesen Kreisen gesagt hätte, wenn im Anfange der 70er Jahre der König von Württemberg seinen Gesandten in Berlin hätte abberufen wollen? (Heiterkeit.) So ändern sich die Zeiten. Jeht deutsche Staaten unterhalten Gesandte in Berlin; weshalb solle also gerade Württemberg den seinigen zurückziehen und so eine Störung in seinen Beziehungen zu Berlin eintreten lassen? Wie viele württembergische Interessen seien in Berlin engagirt, wie werde es von allen Theilhabenden gewünscht, daß sich ein württembergischer Gesandter dort finde, der seinen Landesleuten Thür und Thor öffne! Unterhalte die Regierung aber keinen Gesandten in Berlin, so müßte sie doch einen Stimmführer im Bundesrathe haben und die Unterhaltung dieses hohen Beamten würde gerade so viel kosten wie die eines Gesandten. Die Kammer dürste also in die Lage kommen, die Mittel, die sie bei dem Titel „Gesandter“ striche, unter der Position „Beschickung des Bundesrathes“ neu zu bewilligen.

Ueber die neuerdings wieder vielfach erörterte Währungsfrage läßt sich Ottomar Haupt, eine Autorität auf volkswirtschaftlichem Gebiete, in der „Röln. Ztg.“ folgendermaßen vernehmen: „Das vergangene Jahr zeichnete sich durch einen Preissturz des Silbers aus, wie ihn die Welt nie zuvor erlebt hat. Eine Panik jagte auf dem Londoner Markte die andere. Von 44 Pence pro Unze im Januar wurde das Metall auf 39 Pence im März geworfen, konnte sich dann im Juni auf 41 1/2 Pence erholen, fiel schließlich aber auf 38 Pence und sogar darunter. Hand in Hand mit diesem Preisrückgange geht eine so reiche Ausbeute der Minen, wie sie die Welt nie zuvor erlebt hat. Dieselbe belief sich im verfloffenen Jahre auf nicht weniger als 4,700,000 Kilogramm fein Silber; sie beträgt also mehr als das Doppelte des Jahres 1880 und beinahe das Dreifache von 1874. Soweit die statistische Seite der Sache. Die Lehre, welche sich aus diesen Biffen ergibt, scheint uns einfach genug zu sein. Silber ist ein schlechtes, unedles, ganz beliebig vermehrbares Metall geworden, das sich in gewissen Ländern sozusagen umsonst ge-

winnen läßt. Aus Australien vorliegende Mittheilungen gehen dahin, daß in den berühmten Brother Hill-Minen, die 1885 nur 35,000 Unzen Silber erzeugten, im vorigen Jahre über 10 Millionen Unzen zum Durchschnittspreise von 16 Pence erbeutet wurden. Allein bekanntlich handelt es sich hier eigentlich um Bleiminen, denn Silber wird nur als Nebenzerzeugniß gewonnen. Somit stellten sich die Kosten auf nur etwa 8 bis 9 Pence pro Unze. Sollte sich nun auch Rußland noch auf die Ausbeute neuer erschlossener Bleiminen werfen, bei denen, wie gesagt, Silber nur als Nebenzerzeugniß betrachtet werden wird, so läßt sich thatsächlich gar nicht absehen, wie weit das immer größer werdende Angebot von Silber den Preis dieses Metalles noch werfen kann.“

**Frankreich.** Challemel-Lacour, der neugewählte Senatspräsident, gehört zu den wenigen Politikern in Frankreich, die eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur besitzen. Von Hause aus war Challemel-Lacour belletristischer Schriftsteller, dem politische Fragen völlig fern lagen. In sehr jungem Alter — er zählte erst 22 Jahre — wurde er bereits zum Professor der Philosophie in Pau ernannt. Drei Jahre darauf ging er in derselben Eigenschaft nach Limoges. Hier begann er seine politische Thätigkeit und zwar in entschieden republikanischem Sinne. In den fünfziger Jahren geriet er, wie die meisten seiner Gefinnungsgenossen, mit der Napoleonischen Verwaltung in die schärfste Collision. Er wurde mehrere Monate in Haft genommen und schließlich aus Frankreich ausgewiesen. Während seines Exils lebte er in Brüssel, dann in der Schweiz, woselbst er sehr bald zum Professor für französische Literatur an dem eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ernannt wurde. Drei Jahre wirkte er dort, bis ihm die Amnestie die Rückkehr in sein Vaterland gestattete. Zu einer staatlichen Anstellung als Lehrer gelangte er indessen nicht wieder. Er leitete als Redakteur die „Revue moderne“ und schrieb kurze Zeit auch für die „Revue des deux Mondes“. Er schien jeder politischen Thätigkeit entzogen zu haben. Da griffen die Ereignisse des Jahres 1870 wieder einmal und diesmal entscheidend in sein ausschließliches dem Studium gewidmetes Leben ein. Nach dem Sturze des Kaiserreiches wurde er nemlich zum Rhonepräsidenten und zum Kommissar der Republik ernannt, zwei Verwaltungsposten, welche er während der ganzen Dauer des Krieges bekleidete. Gegenüber den socialistischen Bestrebungen in Lyon hatte Challemel-Lacour einen überaus schweren Stand. Erst nachdem der dortige Kommandant, der General Arnaud, den Kommunards zum Opfer gefallen war, schritt Challemel-Lacour zur Anwendung strenger Gegenmaßregeln und es gelang ihm denn auch, der Aufständischen rasch Herr zu werden. Nach beendigtem Kriege gab er seine Aemter auf und lebte fortan wieder in der Hauptsache seinen Studien. Im Senate theilte er sich fast ausschließlich nur an der Berathung von Fragen, welche sich auf die Entwicklung des Schulwesens bezogen. Ende der siebziger Jahre war er vorübergehend Gesandter der Republik bei der schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern und später Botschafter in England.

**Großbritannien.** In einer Londoner Correspondenz vom 25. d. M. heißt es: Das war eine lustige Nacht im englischen Parlamente! Nicht weniger als 18 Stunden dauerte die letzte Sitzung. Zur Debatte stand der Antrag der Radikalen auf Zahlung von Diäten an die Parlamentsmitglieder. John Burns wandte sich gegen die Behauptung, daß es die Würde des Hauses beeinträchtigen könne, wenn die Abgeordneten für ihre Arbeit bezahlt würden; diese Gefahr liege jetzt viel näher, wo die mittellosen Mitglieder des Hauses immer der Gefahr ausgesetzt seien, durch Bestechungsversuche in Versuchung geführt zu werden. Der Korruption sei dadurch Thür und Thor geöffnet. Ihn selbst habe man, seit er die Ehre habe, dem Hause anzugehören, schon hundert Mal bestochen wollen. Ein Kommissions-Agent in Belfast, der eine Anstellung als Einkommensteuer-Einnehmer erlangen wollte, habe an-

fahrenen Zwang verschweigen und den Glauben des Richters an ihrer Schuld bekräftigen lassen. Heimlich wachte ich fast die ganze Nacht hindurch, in der vergeblichen Hoffnung, die Krone werde bei mir Rath und Hilfe suchen. Als aber der heutige Mittag herankam und ich auf einem Ausgange erfuhr, daß trotz aller eifrig in's Werk gesetzten Maßregeln noch keine Spur von der Flüchtigen aufgefunden sei, da überfiel mich der Argwohn, daß Elisabeth den Gerichtsthum nicht verlassen, sondern daß Sie die Unglückliche gezwungen, Ihnen in die unterirdischen Räume zu folgen, die nur Ihnen bekannt sind und wo Niemand die vermeintlich Entflozene sucht. So mußte alle Welt von der Schuld Ihrer Schwester überzeugt sein und Sie hatten nicht zu fürchten, daß die Wiederergriffene, hart bedrängt, dem Richter die Wahrheit über ihre Flucht bekennen werde. Es bedurfte bei meiner Bekanntschaft mit vielen, den anderen Menschen verborgenen Umständen, nur eines geringen Nachdenkens, um keinen Zweifel mehr zu hegen, daß mein Argwohn völlig begründet sei. Aber um Ihren Zweck zu erreichen, durfte Elisabeth nimmer wieder zum Vorschein kommen und mit Entsetzen sagte ich mir, daß Sie, der Sie vor dem Vatermorde nicht zurückgebebt, der Sie einen indirekten Schwefermord beabsichtigt, keine Scheu hegen würden, die Wörderhand gegen die wehrlose leibliche Schwester auszustrecken! Um Elisabeths Leben zu retten, durfte ich keine Bedenken tragen, einen erzwungenen Eid zu brechen, durfte ich keine Rücksicht walten lassen. Ich befand mich bereits in der Stadt und ohne Zögern eilte ich dem Gerichtsthum zu, in der Absicht, dem Justitiar Alles zu entdecken.“

„Tod und Teufel! . . . Aber was hielt Sie von dieser wahnsinnigen Absicht zurück?“

„Die Begegnung mit der Frau, welche Ihnen als Botin dient und durch welche Sie mich auf heute Abend wieder hierher beschieden. Diese Frau, in mir wohl eine vertraute Helfershelferin sehend, theilte mit mir, daß sie von Ihnen beauftragt sei, noch heute eine warme Frauenkleidung zu beschaffen, diese über ihre eigene zu ziehen und so ausgestattet morgen Früh um fünf Uhr am Eingange der Kapelle auf dem alten Begräbnißplatze zu erscheinen. Aus dieser Mittheilung schloß ich, daß Sie noch nicht gewagt, Hand an Elisabeth zu legen und dies wohl auch zunächst nicht beabsichtigen. So beschloß ich denn, die mir durch die von Ihnen geforderte Zusammenkunft gebotene Gelegenheit zu dem Versuche zu benutzen, Elisabeth Ihrer Gewalt zu entreißen, bevor ich zum Aeußersten schreite. Darum folgte ich heute noch einmal Ihrem Rufe.“

„Ich muß gestehen, daß Ihre Kombinationen bewundernswürdig sind“, versetzte Theodor mit verblüfftem Ingrimm. „Aber, was steht Ihnen nun zu Diensten?“

„Wenn Ihr abscheuliches Spiel gewonnen werden soll, so darf Elisabeth niemals wieder zum Vorschein kommen. Sie besitzen nicht den Rath zu einem direkten Morde, wie Sie ja auch die Hand Ihrer arglosen Schwester zum Vatermorde benutzten; Giftmischer sind immer feige. Aber Sie werden die Unglückliche langsam dahinschmachten, Sie werden sie umkommen lassen wollen. Wohlan! hören Sie . . . Ich verlange, daß Elisabeth spätestens morgen mit Tagesanbruch an der Pforte des Gerichtsthurmes ihre freiwillige Rückkehr in die Haft

ankündigt. Sie mag angeben, daß sie von unbekanntem Leuten mit Anwendung von Gewalt und unter Todesandrohung entführt; daß sie den Ort, wohin man sie gebracht, nicht kennt; sie mag angeben, was Sie ihr vorzuschreiben für gut befinden, es soll mir recht sein. Ihre freiwillige Rückkehr wird sie der Würde des Richters theilhaftig werden lassen. Ich werde um die angegebene Zeit einen treuen Mann unter einem genügenden Borwande zu dem Justitiar senden. Kehrt dieser Mann nicht mit der Nachricht zurück, daß Elisabeth Werner sich freiwillig wieder zur Haft gestellt — er würde dies sicher im Gerichtsthum erfahren —, so weiß der Justitiar spätestens um acht Uhr Morgens, wo er die vermeintlich Entflozene zu suchen hat. Wohl weiß ich, daß Sie alsdann schon fern von hier sein können, nachdem Sie Ihre Schwester ermordet haben; aber ich rechne auf Ihre Feigheit und bege die feste Zuversicht, daß der Schwefermord das Raub Ihrer Schuld bis zum Rande füllen und die ewig wachende Nemesis Ihnen keine Zeit zu neuen Verbrechen gönnen wird. . . . Nun, mein Herr, habe ich Ihnen hier nichts mehr zu sagen. Wenn wir uns auf Erden wiedersehen, so wird es vor den Schranken des Gerichtes sein.“

Johanna ergriff den Korb, den sie mitgebracht, legte ihre rechte Hand unter die Umhüllung desselben und machte einen Schritt nach der Thüre hin.

Theodor vertrat ihr den Weg.

„Nicht also, mein Fräulein! Ich habe Ihnen gehuldig zugehört; es ist mir billig, daß Sie nun auch mich anhören und ich werde kürzer sein.“

Seine Augen funkelten unheimlich durch das Dunkel.